



Ronconi-Szenerie in der alten FIAT-Halle: Gigantomanie eines übergeschnapten Demiurgen

Photos: Tommaso Lepora

## Letzte Tage in der Cafeteria

Luca Ronconis Monsterinszenierung von Karl Kraus' „Letzten Tagen der Menschheit“ erstickt an sich selbst.

Von Robert Quitta

Wieder einmal so ein österreichisches Schicksal.

Jahrzehntelang wurden Karl Kraus' „Letzte Tage der Menschheit“ ignoriert. Ein Exil-österreicher (Hans Hollmann) mußte im Ausland (Basel) als erster das Wagnis einer Aufführung unternehmen. Da schämte sich die Heimatstadt und lud den Regisseur ein, im etwas weniger kongenialen Rahmen des Wiener Konzerthausaales die Aufführung zu wiederholen, und jetzt saht ein Italiener den Ruhm ab.

Die Ungerechtigkeit der Welt geht sogar so weit, daß im überall zitierten Presse-material der Name Hollmanns überhaupt nicht erwähnt und Basel mit Zürich verwechselt wird (liegt ja auch in der Schweiz).

Aber beklagen wir uns nicht: Alles, was die Italiener anfassen, machen sie gründlich.

Luca Ronconi inszenierte also „Gli ultimi

giorni dell'umanita“ im aufgelassenen FIAT-Werk Lingotto in Turin, und seit Wochen war in italienischen und auch in internationalen Zeitungen von nichts anderem mehr die Rede.

Mit der geballten Finanzpower des Sponsors (FIAT) im Rücken und mit der allzu willigen Unterstützung der für Ankündigungsjournalismus und Präventivhymnen ohnehin immer anfälliger werdenden Medienbranche im Visier, rollte eine Propagandaoffensive ohnegleichen über die Leser hinweg.

Das Spektakel wurde von vornherein als die größte Inszenierung aller Zeiten, als das wichtigste, bedeutendste, unwiederholbarste, einzigartigste Theaterereignis Italiens, Europas, der Theatergeschichte überhaupt gefeiert, und das nur, weil es offensichtlich das bisher teuerste war.

Von der Länge der verlegten Kabel wurde berichtet, von der Anzahl der Mitwirkenden, von

den Nervenzusammenbrüchen der Techniker ... Doch angekündigte Katastrophen finden ja bekanntlich nicht statt, ebensowenig wie angekündigte Sensationen.

Denn die Kunst ist ein Luder und verhält sich nicht nach dem wirtschaftlichen Gesetz von Input und Output.

Um es also vorwegzunehmen, das vorherrschende Gefühl war eines der Enttäuschung.

Gut, das ehemalige Lingotto-Werk ist beeindruckend, riesig, bedrohlich und streng, fast faschistisch. Nach Ende der Aufführungsserie erfolgt der vom derzeitigen Super-Stararchitekten Renzo Piano geleitete Umbau. Piano, der schon das Centre Pompidou auf dem Gewissen hat und außerdem gerade den Flughafen von Osaka und den Hafen von Genua projektiert, hat eine Art Turinenser Beaubourg, eine hypertechnologische Ansammlung von Kongresshallen, Universitätsinstituten, Hotels, Hubschrauberlandeplatz, Datenbank, Videokommunikation, Park und Kulturzentren im Kopf.

Ronconi wollte hier schon vor einigen Jahren sein „Metropolis“-Projekt durchziehen (in dem Straßenbahnen und Autobusse die Hauptrollen hätten spielen sollen), und irgendwie wird man den Eindruck nicht los, daß Krausens Opus nur ein Vorwand für ihn ist und somit austauschbar, denn der Meister schont auch hier Prospekte nicht und nicht Maschi-

nen. Er kann nicht genug davon kriegen. Eine Lokomotive in einem rot-gülden Plüschtheater macht einen gewissen Effekt, eine Lokomotive in einer riesigen Fabrikhalle, in der noch vor wenigen Jahren die Arbeiterscharen am Fließband standen, schon viel weniger.

Bei der zweiten Lokomotive ist der Eindruck schon viel schwächer, die dritte, vierte machen dann alles förmlich zunichte. Dasselbe gilt für das erste, zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebte, achte, neunte, zehnte Lazarettbett, und die erste, zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebte, achte, neunte, zehnte kleine dicke Berta, die da aufgefahren wird.

Den x-ten unvermeidlichen Kaffeehaustisch, das y-te Automobil, den z-ten Sandsack.



Marisa Fabbri, Maschinentzauber, Regisseur Ronconi: Das Leiden wird kaum spürbar

Die Kunst ist ein Hund.

Die Masse macht's nämlich nicht; es ist aber genau das, was Ronconi versucht, mit Masse zu beeindrucken.

Vielleicht ist das alles überhaupt ein Mißverständnis. Karl Kraus spricht zwar davon, daß sein Stück nur von einem Mars-Theater würde aufgeführt werden können, aber darf man Autoren ein Wort glauben?

Nur die Länge seines Werks ist mastodontisch, nicht aber seine Natur.

Die „Letzten Tage der Menschheit“ sind eine riesige Ansammlung von Szenen, die Szenen selbst aber haben nichts Monumentales. In ihrer Abbildung von akustischen Masken, in ihrer Würze und ihrer Kürze gehören sie eher in den Bereich der Kleinkunst, sind näher bei Of-

fenbach als bei Calderon, mehr Kabarett als Jesuitentheater. Der ideale Aufführungsort wäre viel eher der Simpl als eine Autofabrik.

Oder sagen wir so: Ich könnte mir die „Letzten Tage“ schon in dieser Halle vorstellen, wenn Ronconi ins Leere respektiert hätte. Aus panischer Angst davor aber, und wahrscheinlich auch, um all das ausgegebene Geld zu rechtfertigen, überzieht er völlig.

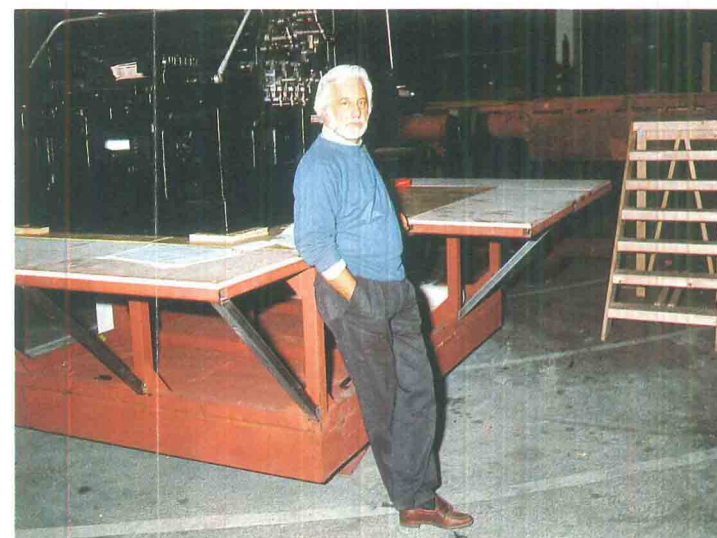
Sein Hang zur Megalomanie immer dann, wenn er nicht von der gütigen, aber strengen Hand einer vernünftigen Frau geleitet und somit geerdet wird (wie etwa von Gae Aulenti in der wunderbaren „Ricciardo e Zoraide“-Inszenierung diesen Sommer in Pesaro oder bei der legendären „Viaggio à Reims“), ist ja mitt-



lerweile bekannt. Diesmal aber ist er offensichtlich endgültig zum übergeschnapten Demiurgen geworden, zum Schöpfer, der nicht die Welt aus dem Chaos, sondern das Chaos aus der Welt erschafft.

Zur Angst vor der optischen Leere kommt auch die vor der akustischen. Und es werden nicht nur vier Stunden lang Dutzende Lokomotiven, Automobile, Kaffeehaustische, Druckereimaschinen, Lazarettbetten, Kanonen, Sandsäcke und Särge durch die Gegend gefahren, geschoben und getragen, sondern es brüllen auch sechzig Schauspieler über Microport unartikuliert durch die Halle: Sie wollen nicht verstanden werden. Das ist gerade für Karl Kraus, der eigentlich nur aus Akustik besteht, tödlich.

Die SchauspielerInnen und Schauspiel-schülerInnen liegen (stehen) im Kampf mit der Halle, deklamieren, posieren, grimassieren, daß es keine Freude ist. Hilflos stecken



ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand samt dem seiner Gattin zu den Klängen eines Requiems durch die unruhig scharrende Menge getragen wird, spüre ich plötzlich, wie Karl Kraus zu inszenieren ist. Auch in einer Maschinenhalle.

Wie anders war das doch damals bei Grübers „Faust“ in der Pariser Salpetrière Kapelle! Da gab es auch viele, viele Schauplätze, und der Zuschauer mußte sich, wandernd, auch sein eigenes Stück gleichsam „zusammensetzen“, aber da waren auch große Momente der Stille, und vor allem die DarstellerInnen spielten bewundernswürdigerweise quasi nur für sich selbst und somit für alle, oder auch für jeden einzelnen persönlich.

Der stärkste Einwand gegen Ronconis endgültige Junggesellenmaschine, gegen diesen Wirklichkeit gewordenen Traum eines gewalttätigen Kleinkindes, das jedes Spielzeug bekommt und alles kaputt macht, ist aber der, daß „Die letzten Tage der Menschheit“ doch auch und in nicht unbeträchtlicher Weise vom Leiden handeln, dieses dem Narziß Ronconi, dem photogenen Silberbart, hingegen vollkommen wurscht ist.

Nur aus dem Leiden am Untergang der Menschlichkeit sind die endlosen Tiraden des Hohepriesters Kraus zu verstehen, nur aus der Qual und der Einsamkeit eines, der sich am meisten darüber beklagt, daß es ihm, dem Don Quijote der Druckereimaschinen, nicht gegeben war, das Böse in der Welt aufzuhalten, geschweige denn zu besiegen. Ronconi aber spielt nur. Und wenn bei ihm ein Karren mit ein paar Schauspielern, die sich totstellen, durch die Menge geschoben wird, tangiert das niemanden, und wenn „der Nörgler“ in einer Art Sessellift über den Häuptern der Zuschauer schwebt, gleichfalls nicht.

Das schönste war da, vier Stunden lang nicht zu Hause und doch nicht in der frischen Luft zu sein, sich frei in der Halle bewegen zu können, spazierenzugehen wie einst am Corso und den anderen Zuschauern, von denen man sonst in normalen Theatern nur den Sitznachbarn zur Linken und zur Rechten wahrnimmt, ins Antlitz zu blicken, ihnen wiederzubegegnen und ihr Parfum zu schnuppern. Bei diesem Vergnügen war ich nicht allein:

Die Cafeteria, die während der ganzen Aufführung geöffnet hielt, erfreute sich zunehmender Beliebtheit, war ein gern besuchter meeting place und hatte wunderbare Panini der verschiedensten Sorten bereit. Ronconis Karl-Kraus-Monster starb derweilen den Erstickungstod. ■